

Serhij Roman Zhadan

Suhrkamp

Internat



diesem kalten Zimmer festhalten, ohne jede rechtliche Grundlage. Je kälter ihm wird, desto gerechter erscheint ihm seine Entrüstung. Warum, zum Teufel? fragt er sich. Was wollen die? Gleich geh ich und sag ihnen die Meinung. Er steht entschlossen auf, geht zur Tür und zieht entschlossen daran. Aber da quietscht die Tür so bedrohlich, dass seine ganze Entschlossenheit sofort verpufft. Er steht, ohne die Klinke aus der Hand zu lassen, und lauscht angespannt in die Stille, er lauscht, aber nichts ist zu hören. Und nun hat er Angst, in den Flur hinauszutreten und dort jemandem zu begegnen. Auch die Tür zu schließen hat er Angst – was, wenn sie wieder quietscht und jemand plötzlich aus dem feuchten Dunkel auf ihn zukommt? Er steht da und weiß nicht, wovor er mehr Angst haben soll. Doch einfach so zu stehen ist auch beunruhigend, also streckt Pascha vorsichtig seinen Kopf in den Flur hinaus. Dort ist alles leer. Ich komme nachher zurück, sagt er sich, ich finde jemanden, mache auf mich aufmerksam und komme dann bestimmt zurück. Er lässt die Tür offen stehen und tastet sich blind den dunklen Korridor entlang, eine Tür, die nächste, dann noch eine, die vierte Tür ist nicht abgeschlossen, Pascha gibt ihr einen Schubs und gelangt in ein Motelzimmer. Nach der Flurdämmerung blendet das zerstreut flackernde Licht vom folienverklebten Fenster her, wie unter Wasser betrachtet Pascha das zerwühlte Bett, das Tischchen und darauf die leeren Sektflaschen lokaler Provenienz. Der Fernseher in der Ecke bringt Nachrichten, und irgendwie hat Pascha das Gefühl, dass er diese Nachrichten heute im realen Leben gesehen hat, draußen, ein paar Kilometer von hier. Er starrt auf die beweglichen Fernsehbilder und bemerkt erst nach einiger Zeit die auf dem Bett verstreuten Kleider. Schwarzer Rock, dunkle Strumpfhosen und leichte, hauchdünne Unterwäsche. Dazu eine Bluse. Und die Jacke. Auf der Jacke ein Namensschild mit dem Aufdruck KELLNER, darunter, mit blauem Filzstift per Hand dazugeschrieben: ANNA. Anna selbst ist wohl gerade duschen gegangen, folgert Pascha, als er hört, wie das Wasser an die Plastiktür der Duschkabine trommelt, sich an ihrem warmen Frauenkörper bricht, ihre langen Beine herunterfließt und sich dann in den Abflussrohren verliert. Wenn Anna jetzt ins Zimmer zurückkommt und Pascha hier erwischt, gibt es einen Skandal. Vielleicht erschießen sie mich sogar, überlegt Pascha. Ich muss weg hier, denkt er. Blickt aber wieder auf die Unterwäsche, achtlos auf dem Bett verstreut, und versteht, dass die Wäsche vielleicht noch die Wärme ihres Körpers trägt und dass es gut wäre zu warten, bis sie zurückkommt, ihr die Kleider zu reichen, zu warten, bis sie sich angezogen hat, um sich bekanntzumachen. Aber wieso sich noch bekannt machen, denkt Pascha, Anna heißt sie, Anna. Sie wiederfinden, wenn all das vorbei ist. Und über all das mit ihr reden. Wird sie mit mir reden wollen? fragt Pascha sich zweifelnd und hört, wie das Wasser herabfließt. Er dreht sich um und sieht plötzlich sein Gesicht. Im Spiegel an der Wand gegenüber. Lang nicht geschnittene helle Haare, die Brille in einer dünnen preiswerten Fassung, Säcke unter den Augen, Drei-Tage-Bart, der ihn nicht mutig, sondern ungepflegt aussehen lässt. Ein Muttermal an der rechten Schläfe, eine Narbe am Hals, noch aus der Kindheit. Er rückt die Brille zurecht, schaut auf

seine Finger. Ja, und dann noch die Hand, die er so hasst. Er ertappt sich bei dem Gedanken, dass er sich nicht gefällt. Und dass er sich gerne gefallen würde. Er geht in den Korridor hinaus und schließt leise die Tür hinter sich.

*

Unten sind jetzt noch mehr Menschen. Oder vielleicht schreien sie einfach lauter. Pascha schlängelt sich zwischen den Rücken durch, bemüht, keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und schleicht zur Tür. In der Ecke sitzt eine große Gesellschaft, sie beugen sich über den Tisch, tuscheln untereinander, werfen sich ab und zu nervös lachend in ihren Stühlen zurück. Da dreht sich einer halb um und lässt den Blick gelangweilt, in Wirklichkeit aber höchst wachsam durch den Saal gleiten, fixiert Pascha. Hans, erkennt Pascha und erstarrt, rührt sich vor Angst nicht von der Stelle. Hans' scharfes Auge verengt sich für einen kurzen Moment, als der Blick an Pascha hängenbleibt, die Falte unter diesem Auge zuckt fast unmerklich, nur für den Bruchteil einer Sekunde, dann wandert sein Blick weiter, Hans dreht sich um und klopft seinem Nachbarn auf die Schulter. Daraufhin wendet dieser Nachbar den Kopf, starrt Pascha an und erhebt sich langsam. Pascha steht wie angewurzelt, rührt sich nicht, sogar seine Brille hochzuschieben, hat er Angst. Lässig bewegt sich der andere in Paschas Richtung, umrundet gleichgültig die Tische und Menschen, bei Pascha angekommen, mustert er ihn mit scharfem Blick, schweigt. Dann zieht er Paschas Ausweis aus der Tasche und drückt ihn ihm in die versehrte Hand. Dreht sich um, schlendert lässig zurück. Pascha braucht einen Moment, um sich zu fassen, geht dann rasch in den anderen Raum, will um den Tresen herum, da zieht ihn einer am Ärmel, ein blutjunges Bürschchen mit Kalaschnikow: Der Helm baumelt am Arm wie ein Blechnapf, die hohen Stiefel sind mit Klebeband umwickelt, offenbar hat er sie jemandem abgezogen, dabei die Schnürsenkel einfach durchgeschnitten und die Schuhe jetzt irgendwie befestigt. Das Band knarzt bei jeder Bewegung, das Bürschchen zieht Pascha zum Tresen, ohne ihn anzublicken: Gleich, nüss dich nicht ein. Pascha steht hinter ihm, schaut – der Kerl zeigt der Frau hinter der Theke zwei Finger als Victory-Zeichen, in Wirklichkeit will er einfach noch zwei bestellen, und während die Frau einschenkt, wühlt er in seinen Taschen, um zu zahlen, gräbt eine Handvoll Kleinstnoten heraus, betrachtet sie missmutig, greift wieder in die Tasche, ohne Paschas Arm loszulassen, und holt plötzlich eine Handgranate hervor. Die Frau erstarrt, das MG-Bürschchen legt die Granate auf den Tresen und wühlt weiter in den Taschen, während die Granate über die Theke zu rollen beginnt, sie rollt und rollt, ganz langsam, die Frau kann ihren Blick nicht abwenden, der Alkohol fließt schon über den Rand des Glases, diejenigen, die am nächsten stehen, bemerken die Granate auch, bringen keinen Laut hervor, schauen nur, wie sie ganz langsam bis zum Rand rollt, dann über den Rand und zu Boden fällt.

»Hinlegen!«, schreit jemand an seinem Ohr und zwängt sich durch die Menge.

Die Frau kreischt durchdringend. Pascha reißt seinen Arm aus der Umklammerung des Bürschchens mit der Kalaschnikow und rennt zur Tür, ins Licht. Nur dass es um diese Tageszeit kaum Licht gibt, und das bisschen, das es gibt, ist kalt und feucht.

*

»Wohin?«, fragt ihn der Taxifahrer.

»Nach Hause«, antwortet Pascha.

»Soldat?«, fragt der Taxifahrer weiter.

»Zivilist«, antwortet Pascha

»Alles klar.« Der Taxifahrer dreht mürrisch am Lenkrad, als würde er nasse Kleider auswringen.

Zuerst schweigt er, dann hält er es nicht aus und beginnt zu reden. Furchtbar wütend und genervt. Aber lässt man seine Wut und seine Nerven beiseite, so spricht er darüber, dass es keine Straßen mehr gibt, die Straßen sind jetzt am Arsch, alle am Arsch, es gibt keine Straßen mehr, früher gab es schon keine und jetzt erst recht nicht. Unklar, worüber er sich mehr aufregt – dass es keine gab, dass es jetzt keine gibt oder dass es hier wohl nie welche geben wird. Er regt sich einfach auf, die Straßen, sagt er, das Militär, sagt er, alles am Arsch, und sein Bruder sitzt in der Stadt im Keller, zusammen mit seiner Familie, will einfach nicht rauskommen, »ich sag ihm«, sagt er zu Pascha, »komm raus, ich bring dich rüber, auf diese Seite, hier gibt's zumindest Arbeit, und dort ist nicht klar, wer kommt, was passieren wird, vielleicht erschießen dich die neuen Machthaber, aber er sitzt da und hat Angst, das Haus alleinzulassen, aber wen juckt's?«, fragt er Pascha, »wer braucht schon dieses Haus, und die Straßen«, sagt er, »die Straßen sind am Arsch.«

»Kann man ihn denn herausholen?«, unterbricht ihn Pascha.

»Wen?«, fragt der Taxifahrer verständnislos.

»Deinen Bruder«, erklärt Pascha. »Kann man ihn da herausholen? Es ist doch alles dicht.«

Da explodiert der Taxifahrer. Fängt an, zu widersprechen und zu diskutieren, und wenn man das Überflüssige wieder ausblendet, sagt er, dass es ungefähr einhundertfünfundzwanzig verschiedene Möglichkeiten gibt, dort hinein- und wieder herauszufahren. Man kann sogar Eisenbahnwaggons herausschmuggeln. Was viele ja auch tun. Und dass er an diesem Morgen schon zwei Fahren hatte, dass er die Checkpoints umfahren und den Generälen den Stinkefinger gezeigt hat. Dass das, was man im Fernsehen sagt, Quatsch ist und dass er überhaupt kein Fernsehen schaut, weil es dort nichts zu sehen gibt.

»Also«, unterbricht ihn Pascha wieder, »kann man wirklich rüber?«

»Schon«, nickt der Taxifahrer.

»Auch zum Internat?«

»Zum Internat?« Die Miene des Taxifahrers verdüstert sich. »Kann man, im Prinzip.

Nur dass es dort gestern richtig geknallt hat.«

»Alles am Arsch?«, hakt Pascha nach.

»Am Arsch«, pflichtet ihm der Taxifahrer bei. »Ich glaub schon. Weiß aber nicht. War lange nicht da. Was habe ich denn dort verloren, im Internat?«

Sie sitzen da und starren sich an. Pascha ist etwas füllig, so unrasiert, dass man es sogar für einen Bart halten könnte, mit einer Skimütze auf dem Kopf, vor allem aber mit Brille, derentwegen man sofort das Vertrauen in ihn verliert; der Fahrer in einer überdimensionierten Lederjacke, abgetragen und zerknautscht, als schliefe er ständig darin, als wäre es seine Haut, er ähnelt einem alten Leguan aus dem Zoo. Stirbt er, zieht man ihm nicht einmal die Haut ab, so abgewetzt ist sie. Die Kappe auf seinem Kopf ist auch aus Leder und abgewetzt, wie ein Fußball, mit dem man lange auf Asphalt gespielt hat. Runde Fischaugen, ein Schnauzbart, der eine zerrissene Oberlippe verbirgt, er schaut Pascha an und versucht zu kapiern, worauf der hinauswill. Und Pascha mustert ihn ebenfalls durch die Gläser seiner Intellektuellen-Brille und denkt, dass dieser abgewetzte Look doch nicht von Armut herkommt, der Wagen ist ja in Ordnung, nicht neu zwar, aber vorher wohl in guten Händen irgendwo in Holland, er riecht auch normal, soll heißen stinkt nicht, und das ist gut so, aber der abgewetzte Look ... Als würde er sich ständig an etwas reiben. Wie eine Katze am Bein ihres Herrchens. Oder wie eine Kuh am Telegrafmast.

»Also, fahren wir?«, fragt der Leguan.

»Und du bringst mich echt hin?« Pascha rückt reflexartig die Brille zurecht, zieht die Hand aber sofort zurück, ich hasse mich für diese Bewegung, denkt er, was rück ich immer die Brille zurecht.

»Zum Internat wohl kaum«, sagt der Leguan. »Zum Bahnhof. Von da musst du selber klarkommen.«

»Okay«, willigt Pascha unsicher ein.

»Hast du denn überhaupt Kohle?«, fragt der Leguan für alle Fälle und kneift ein Auge zusammen. Wobei es sich nicht schließt, sondern sich in Pascha hineinbohrt – rund, wässrig wie Morgentau, ein Fischauge eben.

Der Fahrer wendet vor dem Motel, direkt vor den Füßen einiger Soldaten, die herumstehen, paffen und sie mit ausdruckslosem Blick betrachten: wie ein bewegliches Ziel. Der Opel, schlammbedeckt, prescht durch die Pfützen und holpert auf dem schmalen Asphaltweg fort von der Hauptstraße in das feuchte Grau der Winterlandschaft, die sich vor ihnen auftut, kaum dass sie den Hügel erklommen haben und hinter dem Wäldchen abgelenkt sind. Dort, hinter dem Wäldchen, fallen die Felder ab und erstrecken sich, so weit das Auge reicht, und dort, wo nichts mehr zu erkennen ist, hinter Nebel und niedrigen Wolken, die wie Transportflugzeuge aussehen, ist auch etwas, es atmet, brennt und blitzt. Pascha ahnt, dass es die Stadt ist. Der Taxifahrer schlingert in den Löchern, holpert, regt sich auf, und erst als das Motel schon hinter dem Wäldchen verschwunden

ist, entspannt er sich etwas, stoppt, Moment, sagt er zu Pascha, ich wische nur die Scheibe, tritt an den Straßenrand, schöpft eine Handvoll festen gedunkelten Schnee und beginnt, die Frontscheibe sauberezureiben. Pascha schaut zu, wie der Schnee zerbricht, wie er die Scheibe hinunterrutscht und den Blick verwischt, wie der Fahrer schmerzvoll auf seine vor Kälte erstarrten Finger haucht, wie er sich mit seiner abgewetzten Lederhaut an die schmutzige Motorhaube lehnt, um an die Frontscheibe heranzukommen und die eisigen Stücke daran zu reiben, Pascha steigt aus und blickt nach Süden, um die Zeit totzuschlagen, von der ihm in Wahrheit nicht allzu viel bleibt.

Das Feld, schwarz von nicht abgeernteten Sonnenblumen aus dem Vorjahr, stellenweise graue, fast bläuliche Schneeflecken, feuchte fette Erde, tiefe Spuren von Fahrzeugen, die einfach so in diese dunkle Sonnenblumenschneise hineingefahren sind: vielleicht um eine Ladung Munition zu verschießen und ihren Weg fortzusetzen oder um eine entgegenkommende Kolonne passieren zu lassen. Pascha macht einen Schritt nach vorne, durch die harte Schneekruste sticht spitz Gras hervor, lieber nicht dorthin gehen, ruft er sich in Erinnerung und zieht sich zum Auto zurück, das sich durch warmen Benzingeruch in seinem Rücken in Erinnerung ruft. Hinter den erfrorenen Sonnenblumen ziehen sich die Strommasten wie Stangen für Fischernetze. Das schwarze Metall stützt die schweren Kabel, die den Himmel zerschneiden und sich in den Regen ziehen. In der Senke, weit weg, hinter den Feldern, dunkeln mit nassem Fell die kahlen Bäume der Datschensiedlung. In diesem Winter sind die Bäume irgendwie besonders: Wachsam wie Tiere erzittern sie bei jeder Explosion, behalten ihre Wärme bei sich, kühlen nicht aus, beheizen schwarze kreisförmige Vertiefungen um sich herum, in denen das alte Gras grün dunkelt. Die Rinde ist feucht und schutzlos – du berührst sie und befleckst dich mit ihrem dunklen Schmerzensaft wie mit Farbe, wie mit Blut aus Schnittwunden. Hinter den Datschen, die sich an einem seichten, schilfverwachsenen Industrieflüsschen erstrecken, ist gerade noch die Einfriedung eines Reparaturbetriebs zu erkennen, der in einem engen Tal liegt, gefüllt mit Regen und Nebel, das sich in einem Bogen Richtung Stadt zieht, und weiter wird die Luft so dicht, dass man nichts mehr erkennen kann, aber dort ist auch etwas, mehr noch, dort fängt alles erst an, dort fängt die Stadt an. Und zu guter Letzt: seitlich am Horizont, wo das Himmelslicht wie Milch und Blei schimmert, ragen die Schornsteine des Hüttenwerks – hoch, kalt, tot. Und nirgends ein Vogel zu sehen. Als hätte hier eine große Hungersnot geherrscht, und alle Vögel wurden aufgeessen. Irgendwo dazwischen muss die Frontlinie liegen. Eine echte Frontlinie. Und während Pascha sie früher, als die Stadt noch belagert wurde, bei keiner Gelegenheit überqueren musste, so scheint es, als müsse er sie, diese Linie, heute dann doch überqueren. Na und, tröstet sich Pascha selbst, was ist schon dabei.

*

Zuletzt ist Pascha vor einem Monat mit dem Taxi gefahren, zurück aus der Stadt. Die